

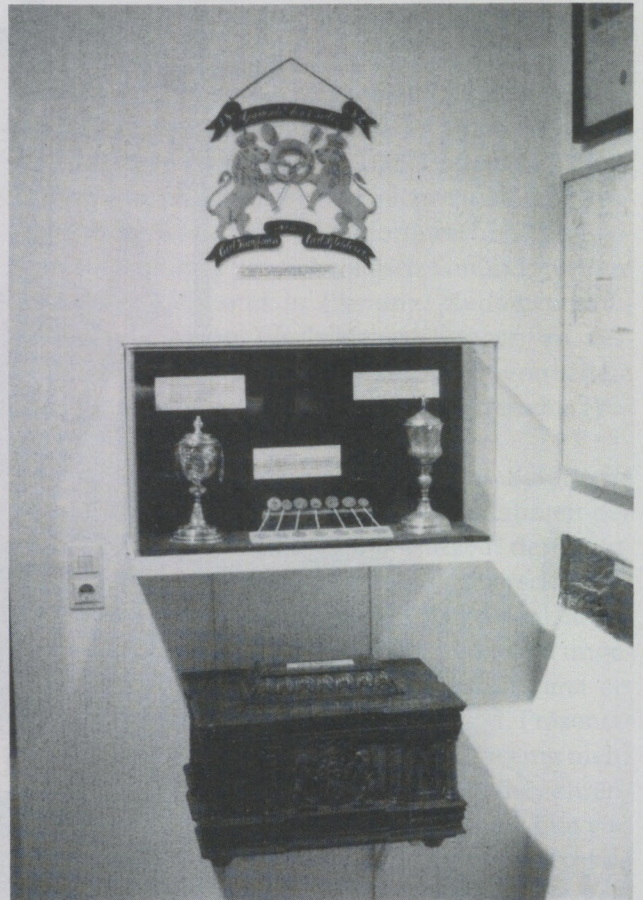
In den 50er Jahren war im Hällisch-Fränkischen Museum, dem früheren Keckenburg-Museum in Schwäbisch Hall, eine sogenannte «Zunftstube» und eine damit zusammenhängende Darstellung von altem Handwerk aufgebaut worden. Eine Umfrage unter den Besuchern, was sie bei dieser Interpretation von Handwerk vermissen, was sie ergänzt oder erklärt haben wollen, erbrachte folgendes bemerkenswerte Ergebnis: Die Zunftstubenzeichen hingen zu hoch an der Decke, die Beschriftung sei schlecht leserlich, der Bretterboden knarre zu sehr und störe so die museale Ruhe. An der Präsentation selbst, für jeden halbwegs kritischen Fachmann ein zusammenhangloses Durcheinander von diversen «Zunftaltertümern», hatte niemand etwas auszusetzen.

Das ist sicherlich auch ein Ergebnis. Unsere Erwartung, daß der Besucher eine bessere Information über das Handwerk, seine Produktionsmittel und Produktionsprozesse, das soziale Umfeld des Handwerkerstandes wünscht, wurde nicht erfüllt. Der Besucher will anscheinend sein Bild vom romantischen Handwerksbegriff, wo jeder angeblich noch «sein eigener Herr» war, nicht zerstören lassen. Präsentationen ausgestorbener Handwerke werden als exotische Vergangenheit bestaunt, deren «Primitivität» belächelt wird und die eigene «Fortschrittlichkeit» bewußt macht. Das führt weiter zur Schlußfolgerung, daß dieser alte Kram endlich überwunden ist und grad gut in das Heimatmuseum paßt, wo es im Depot versteckt wird oder in irgendeiner freien Museumsecke vor sich hin dämmert.

Wir sollten berücksichtigen, daß vor allem ältere Besucher nicht unbedingt an einer Darstellung des Handwerks im Museum interessiert sind. Für sie hat es nur den Effekt des Wiedererkennens, des «kennen wir schon», da den meisten von ihnen diese Welt noch völlig vertraut ist, vor allem dann, wenn sie der Unter- und Mittelschicht angehören. Für die Jüngeren dagegen ist das alte, traditionelle Handwerk ein unbekanntes Terrain, das kaum mehr etwas mit ihrer Existenz zu tun hat.

Zahlreiche Handwerksgeräte,
fragwürdige Präsentation

Nun haben sich in unseren Heimatmuseen eine Fülle von alten Handwerksgeräten, Zunftgegenständen, Dokumenten aus der Handwerkerge-



Zunftzeichen, Zunftpokal, Siegel, Meisterbriefe und die Zunfttruhe: eine typische Zusammenstellung von «Zunftaltertümern», wie man sie in vielen Heimatmuseen antrifft.

schichte, weniger Maschinen, Produkte und Zeugnisse aus dem sozialen Umfeld der Handwerkerfamilien erhalten. In vielen Heimatmuseen macht dies sogar den größten Bestand aus. So erfreulich diese Tatsache auch ist, so fragwürdig erscheint für den Fachmann die Präsentation dieser Thematik. Eine im Oktober 1984 am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum durchgeführte Tagung *Handwerk und seine Darstellung im Museum*, die von Referenten aus der ganzen Bundesrepublik bestritten wurde, bestätigte diese Feststellung. Ein großer Teil dieses Museumsbestands ist eher zufällig denn als Folge eines gezielten Sammlungskonzepts in unsere Heimatmuseen gekommen. Die Auflösung der Zünfte und die Einführung der Gewerbefreiheit waren der äußere Anlaß dieser Verlagerung. Ein weiteres brachte die technische Umstellung und Anpassung an die industrielle, in Richtung Rationalisierung ausgerichtete Produktionsweise mit sich. Jahrhun-

dertealte Handwerke, tausendfach erprobte Handgriffe und Arbeitsmethoden wurden schneller, präziser und vor allem billiger von Maschinen übernommen und deren Funktionssystemen angepaßt. Dieser Wandel hat verstärkt nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt und sich vehement in unseren Tagen fortgesetzt; er hat verursacht, daß eine große Anzahl von Restbeständen alter Handwerke ins lokale Museum wanderte bzw. wandert.

Noch unerforscht sind die Auswirkungen, die das «Dritte Reich» im Hinblick auf die museale Beachtung des traditionellen Handwerks hervorgerufen hat. Da war von *deutschem Handwerk* und *deutscher Handwerkerlehre* die Rede; Begriffe, die uns heute nicht viel sagen können und in ihrer Wertigkeit kaum nachvollziehbar sind. Inwiefern sich diese Ideologie in den zahlreich erhaltenen Handwerker- und Zunftstuben in unseren Heimatmuseen unbewußt oder bewußt niedergeschlagen hat, läßt sich nur noch erahnen, weil diese Zunftsammlungen nach dem Zweiten Weltkrieg vielfach nicht mehr «original» bestanden, zudem durch spätere Zusätze verändert wurden.

Zugnummern:

Zunftzimmer und Handwerkerstuben

Im Lauf der Zeit haben sich zwei gängige Themenbereiche und Präsentationsformen bis in unsere Tage herausgebildet. Zum einen ist das die Handwerkerstube und zum anderen das Zunftzimmer. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Handwerkerstuben, die bei genügender Objektfülle als Zugnummern gelten und mit feierlich werdender Stimme des Museumsführers als ganzer Stolz präsentiert werden. Der Grad des Stolzes läßt sich an der «Vollständigkeit» der Handwerkerstube ablesen, als ob diese Vollständigkeit der Garant für eine optimale museale Darstellung wäre. Unbestreitbar ist sicherlich bei entsprechender Aufbereitung der ästhetische Wert des Gesamtensembles Werkstatt.

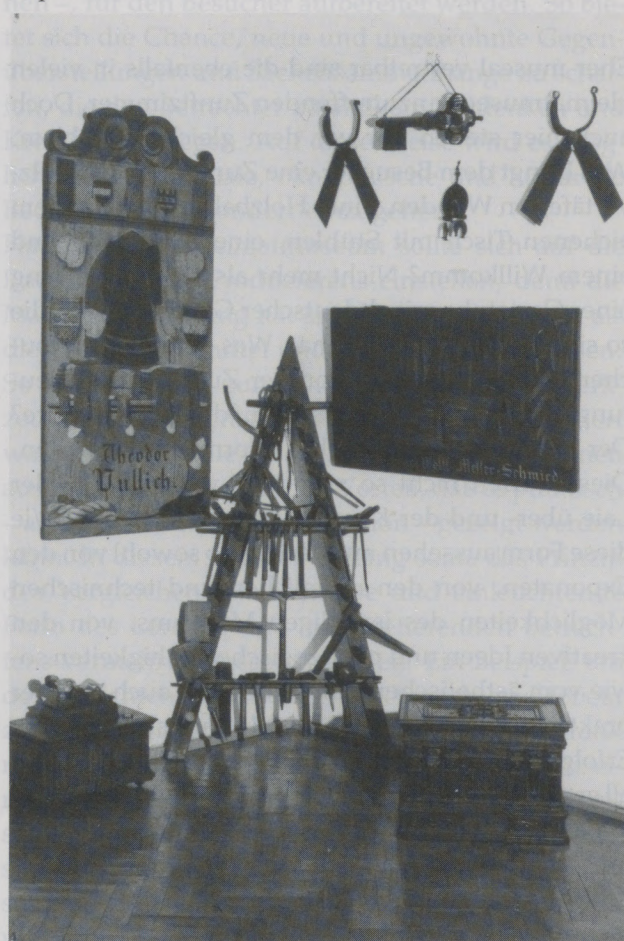
Hier sind wir aber schon an einer wichtigen Stelle unserer Frage *Handwerk im Heimatmuseum – Realität oder Fiktion?* angekommen. Es entsteht ein gravierender Unterschied, wenn handwerkliche Gegenstände aus ihrer Umgebung entfernt und im Museum ausgestellt werden. In ihrer neuen Umgebung werden sie, ob man es wahrhaben will oder nicht, in ihrer Bedeutung aufgewertet. Die ehemalige Funktion wird durch eine andere ersetzt. Dieser Umstand wird oft nicht erkannt und führt zu den Mißverständnissen, die wir bei der Präsentation von Handwerk in unseren Heimatmuseen vorfinden.

Hand aufs Herz, was wollen wir dem Besucher eines Heimatmuseums vermitteln, wenn wir ihm unsere so hübsch eingerichtete Handwerkerstube vorführen? Erfährt der Besucher wirklich etwas über den Herstellungsprozeß eines Produkts, über die Produktionsmittel, über die Arbeits- und Lebensumstände der Handwerkerfamilie, das Leben und Produzieren an einem Ort, die Ausbildung, den Absatzmarkt und die ökonomischen Abhängigkeiten, über die Berufskrankheiten usw.?

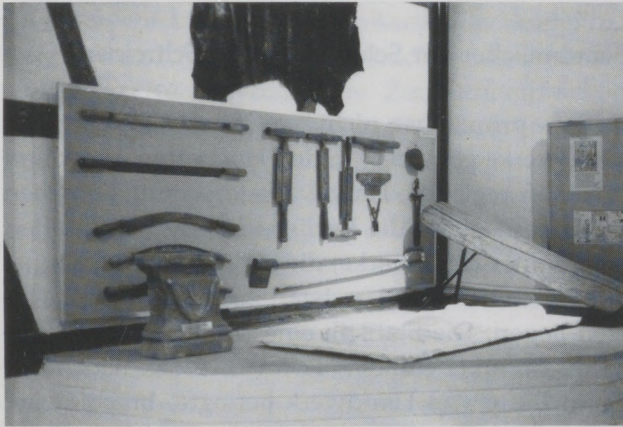
Schuhmacher vor Schmieden und Schreibern

Daß es primär gar nicht um die Darstellung des Handwerks geht, daß in den Heimatmuseen kaum ernsthaft regionale Handwerksforschung betrieben wird, bescheinigt die Vorliebe für die Präsentation bestimmter Handwerke, die in der Publikumsgunst oder auch bei den Ausstellungsmachern am höchsten liegen. Die Statistik eines Kollegen aus Westfalen, der über hundert Heimatmuseen nach ihrer Darstellung von Handwerk befragte, brachte eine Hitliste von Beliebtheitsgraden hervor, die aufhor-

Obwohl die dinglichen Erinnerungen optisch interessant aufbereitet sind, ist der Zusammenhang der Exponate zum Thema Handwerk nicht ablesbar.



chen läßt: an erster Stelle rangieren die Schuhmacher, gefolgt von den Schmieden und den Schreibern. Das Ergebnis kann auch für Baden-Württemberg gelten. Diese Prioritätenliste entspricht in nahezu allen Fällen nicht der tatsächlichen Häufigkeit einzelner Handwerke in der jeweiligen Region, die das lokale Museum abdecken soll. Man könnte ironischerweise eher von typischen Museumshandwerken sprechen.



Optisch wirkungsvoll aneinandergereihte Werkzeuge sagen nichts über deren Handhabung und Funktion aus.

Eher museal vertretbar sind die ebenfalls in vielen Heimatmuseen anzutreffenden Zunftzimmer. Doch auch hier stehen wir vor dem gleichen Problem. Was bringt dem Besucher eine Zunftstube mit holzvertäfelten Wänden, einer Holzbalkendecke, einem eichenen Tisch mit Stühlen, einer Zunftlade und einem Willkomm? Nicht mehr als die Vermittlung einer Gaststube mit altdeutscher Gemütlichkeit, die so sicherlich nie existiert hat. Was erfährt der Besucher über die Organisation der Zunft, ihre Bedeutung und ihre Geschichte im Lauf der Jahrhunderte? Der Besucher muß mehr Information erhalten. Diese dürfen nicht so vermittelt werden, daß der Laie über- und der Kenner unterfordert wird. Wie diese Form aussehen muß, hängt ab sowohl von den Exponaten, von den räumlichen und technischen Möglichkeiten des jeweiligen Museums, von den kreativen Ideen und pädagogischen Fähigkeiten sowie vom ästhetischen Empfinden, als auch von der praktischen Umsetzung der Museumsleitung. Ein Erfolgsrezept dafür gibt es nicht. Es sollte individuell erarbeitet werden und eine eigene Note ausstrahlen. Es wäre nicht erstrebenswert, in jedem Heimatmuseum dasselbe Ausstellungsmuster vorzufinden und nach den gleichen Prinzipien informiert bzw. nichtinformiert zu werden. Gerade diese Situation

finden wir in vielen Heimatmuseen bei der Darstellung des traditionellen Handwerks aber vor.

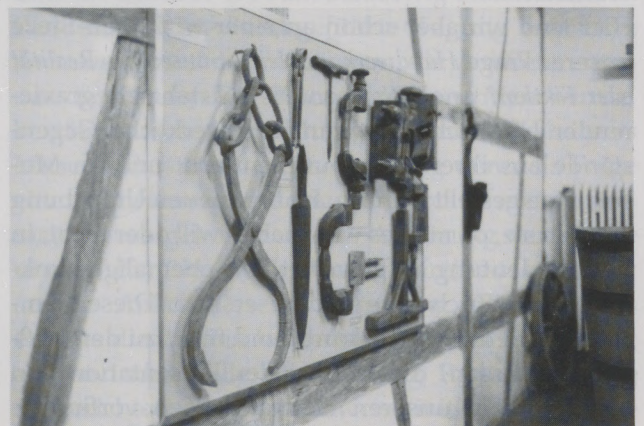
Wie können wir diese verbessern, durchsichtiger machen und worauf kommt es uns bei der Darstellung von Handwerk im Museum eigentlich an? Wollen wir die Realität so weit vermitteln, wie es aufgrund der Quellenlage möglich ist? Worauf wollen wir den Schwerpunkt legen und wo wollen wir zeitlich und technisch die Grenzen ziehen? Sollen wir weiterhin die Form der Handwerkerstube und der Werkstatt als Inbegriff des Handwerks, als optimale Vermittlung von vergangenen Produktions- und Arbeitsmethoden betrachten oder erkennen wir in ihnen eben die Fiktion, die erfundene Vorstellung von Handwerk, von dem wir uns und den Museumsbesuchern im wahrsten Sinne des Worts ein «Bild zu machen» versuchen?

Die Antwort darauf ist nicht einfach, weil auch das Handwerk nicht eine einfache und klare Sache ist, sondern aus nicht abgegrenzten, ineinander verwobenen Merkmalen besteht, die sich sowohl auf die Lebensweise der Handwerker und auf deren Organisation, als auch auf die Herstellungsmethoden der Waren beziehen. Es existierten zwar bestimmte Einzelberufe, die sich des öfteren als Berufsgruppen in einer Zunft zusammenschlossen, aber sich aus Konkurrenzgründen scharf voneinander abzugrenzen versuchten. So macht es bestimmt jedem von uns Schwierigkeiten, die Produktionsunterschiede zwischen dem Schreiner oder Tischler und dem Zimmermann zu benennen, geschweige denn diese museal darzustellen. Es gibt gerade bei diesem Beispiel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede.

Wie kann die Realität vermittelt werden?

Einige Anregungen

Ich möchte im folgenden für die Präsentation von Handwerk im Museum einige Anregungen und Überlegungen zur Diskussion stellen, die das Ziel haben sollen, neue Darstellungs- und Interpreta-



tionsformen in diesem thematischen Bereich zu entwickeln.

Die Dokumentation von Handwerk in einem Heimatmuseum sollte die tatsächliche handwerkliche Überlieferung des zu betreuenden Gebiets erfassen und in enger Beziehung zu dessen Geschichte stehen. Die Heimatmuseen einer Region sollten sich untereinander besser absprechen und sich nicht, wie es leider geschieht, als Konkurrenzunternehmen begreifen, sondern berücksichtigen, was sie zum Thema Handwerk sammeln und zeigen. Es ist sicherlich nicht im Sinn der Besucher, wenn er in jedem Heimatmuseum einer Region eine Schuhmacherwerkstatt vorgeführt bekommt.

Nicht präsentierte und ausgefallene Handwerke sollten nach Absprache untereinander gezielt gesammelt werden. Es müssen Depots mit handwerklichen Sammlungen angelegt werden, die dem Publikum möglichst zugänglich gemacht werden sollten. Dies wird auch die Forschungslage verbessern helfen.

Die Sammlung und die Darstellung von Handwerk sollten die unmittelbare Gegenwart unbedingt mit einbeziehen, denn sie sichern frühzeitig die jetzt noch in dieser augenblicklichen Form bestehenden Handwerke und schaffen die Identifikation des Besuchers mit seiner jetzigen Umwelt.

Die Aufarbeitung sozialer, ökonomischer und kultureller Bedingungen sollte vordringlich vorgenommen werden. Allein unter sozialökonomischen Fragestellungen lassen sich etliche Ausstellungen aufbauen. Ich denke dabei an die wirtschaftliche Situation der Handwerkerfamilien im Lauf ihrer Tradition, an das Verhältnis Meister – Geselle – Lehrling oder an die Funktionen und Tätigkeiten der Meisterin.

Handwerk besteht nicht nur aus Werkzeugen und Produkten, sondern auch aus Menschen und deren Schicksal in der Geschichte. Dies sollte als Projektion aus dem Vorher in das Nachher und ins Zukünftige berücksichtigt werden. Handwerksdarstellungen sind ein Ausschnitt historischer und gegenwärtiger Lebenswirklichkeit. Dauerausstellungen von Handwerksberufen in Form nachgebauter Werkstätten sollten möglichst vermieden werden, da sie einen mehr beschaulichen Charakter aufweisen, eine Scheinrealität vorgaukeln, die wenig über das Leben des Handwerkers und seiner Familie vermittelt, den Produktionsprozeß trotz Diaschau, Texttafeln und Diagrammen eher verunklären statt erläutern und losgelöst von der ursprünglichen Umgebung doch befremdend wirken.

In Wechselausstellungen sollten Berufe interdisziplinär, d. h. von verschiedenen wissenschaftlichen



Erfahren wir im Heimatmuseum genügend über die häusliche Textilherstellung, wenn ein Bündel Flachs neben einer Flachsbreche, neben Spinnrad, Flachsheckel und Handwebstühlen angeordnet ist?

Blickwinkeln aus – von der Volkskunde, der allgemeinen Geschichte, der Kunstgeschichte, der Archäologie, der Medizin, der Chemie, der Soziologie, den Wirtschaftswissenschaften, der Mathematik, um nur einige der wichtigsten Disziplinen zu nennen –, für den Besucher aufbereitet werden. So bietet sich die Chance, neue und ungewohnte Gegenüberstellungen und Sachzusammenhänge zu schaffen, die den Betrachter zu aktivem Mitdenken und Kreativität anregen. Auf diese Weise wird es möglich sein, auf soziale, ökonomische und kulturelle Bedingungen gesondert einzugehen.

Handwerk im Heimatmuseum sollte sich auf die Darstellung des Produzierens einstellen, denn die Materialbearbeitung hat sich weniger verändert als die Produktionsmittel und die Produktionsweisen. So können z. B. zum Thema «schneiden» Werkzeuge verschiedenster Berufsgruppen präsentiert werden, welche die unterschiedlichsten Funktionen ausüben. Dies hat auch den Vorteil, daß es praktisch – als Handwerker-Demonstration – gezeigt werden kann. In diesem Zusammenhang sollte das Prinzip des Vergleichens als sichtbare und einleuchtende Form des Lernens und interpretierenden Betrachtens vermehrt eingesetzt werden. Ein Beispiel: um den schichtenspezifischen Geschmack an Möbeln zu demonstrieren, müßte ein spätbarocker Schrank mit Furnier- und Intarsiendekor aus Adelsbesitz einem einfachen, nicht ornamentierten Bauernschrank gegenüberstehen. Dazu würden die entsprechenden Werkzeuge und Mittel zu deren Herstellung in Beziehung gebracht; Gemeinsamkeiten und Spezialisierungen sind herauszuarbeiten.

Fachpersonalerforderlich, auch in kleineren Museen

Sicherlich werden Sie jetzt zu Recht bemerken, daß ein kleines Heimatmuseum dies schon aus Personalmangel und dessen fehlender Qualifikation nicht leisten kann. Die privaten Trägerschaften können dies sicherlich nicht abdecken; es ist eine Sache der Kommunen, in deren Interesse die Erhaltung des kulturellen Wissens liegen sollte. Private Träger sollten sich deshalb vermehrt dazu entschließen, ihre Bestände den Kommunen zu übergeben, die auch die notwendigen finanziellen Mittel zu deren

Erhaltung und Präsentation bereitstellen können. Dieser Schritt ist bereits hier und da eingeleitet; von den Kommunen werden vermehrt Wissenschaftler als Museumsleiter eingestellt, wobei Zeit- und ABM-Verträge (Arbeits-Beschaffungs-Maßnahme) als Anstellungspraxis in der Aufbauphase fast immer die Regel sind. Diese Praxis ist für die Betroffenen eine recht unangenehme Situation, die nicht gerade zu einem vorbehaltlosen Engagement ermuntert. Ein sicherer Arbeitsplatz für die Profis ist die Grundvoraussetzung für eine solide Museumsarbeit.

Eine inszenierte Darstellung zum Thema Näharbeit: Die Nähmaschine, der Stuhl mit einem darüber gehängten Hemd, der am Boden liegende Kleiderhaufen, das Textilteil unter der Nähnadel und der an der Wand hängende vielfach geflickte Stoff vermitteln anschaulich den Begriff Näharbeit, verbunden mit der Vorstellung von Fleiß, Zeitdruck und Sparsamkeit. Die Präsentation dieses Arbeitsplatzes einer Näherin, wie er vor einiger Zeit in der Sonderausstellung «Flickwerk» des Württembergischen Landesmuseums im Alten Schloß zu sehen war, sagt mehr über den Beruf der Näherin und dessen Bedingungen aus, als es eine sauber geputzte und isoliert aufgestellte Nähmaschine leisten könnte.

